

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 35

Artikel: Die Frau Major
Autor: Haller, Lilli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · ·

30. August

Ein Blatt aus der Knabenzeit.

Don Dranmor (Ferdinand Schmid — 1841).

Ich möchte schlafen gehn,
Dort auf den grünen Matten,
Dort wo die Tannen stehn,
Möcht' ich in ihrem Schatten,
Befreit von Herzensqual,
Zum letztenmal
Die blauen Wolken sehn,
Und ewig schlafen gehn.

O langersehnte Luft,
Die Menschen zu vergessen,
Und diese heiße Brust
In feuchten Tau zu pressen!
Kein Laut im weiten Raum —
Ein letzter Traum —
Und alles ist gekehrt,
So möcht' ich schlafend ehn.

Ich habe lang' gewacht,
Von süßer Hoffnung trunken,
Nun ist in Todesnacht
Der Liebe Stern versunken;
Sahr' wohl, o Himmelslicht!
Ich klage nicht —
Doch wo die Tannen stehn,
Da möcht' ich schlafen gehn.

Die Frau Major.

Don Lilli Haller.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 1. Preis.)

1.

Es war zehn Minuten vor Zwölf. Gretli, das blonde Dienstmädchen, lief eilig mit der Mittagsglocke durch den obern Korridor des Bürgerospitals und schellte gewaltig, nachdrücklich vor den Türen der Tischgängerinnen. Auf das Schellen hin taten sich nach und nach alle die Doppeltüren auf; heraus traten Frauen und Jungfern mit grauem oder weißem Scheitel, alte, stille Leute, die den Abend des Lebens in der freundlichen Geräuschlosigkeit des burgerlichen Hauses verbrachten. Mit kurzen Schritten bewegten sie sich durch die langen Gänge dem Speisesaal entgegen. Sie gingen aber heute hastiger wie sonst; es schien, als ob ein großes neugieriges Interesse sie beherrsche und vorwärts dränge. Man fühlte ein Ausnahmeereignis; ein dunkles Wolltuchlein war sogar von einer leichterkälteten Schulter niedergefallen und blieb achtungslos auf den Fliesen des Ganges liegen.

Im großen Speisesaal waren die Tische gedeckt; es roch nach Fleischbrühe. Von den Wänden sahen die bekannten, gelb gewordenen Bibelsprüche in Riesenlettern, und die runde, schwarze Wanduhr deutete mit dem Stahlzeigefinger genau auf die steife Zwölf am obern Rand. Oberschwester Barbara stand klein und dick, im weißen Häubchen, neben dem Servier-tisch und schöpfte die Suppe. Gretli rannte in sauberer

Schürze hin und her und stellte die Teller an die Plätze. Es erschien zuerst Jungfer Moser, die Ewighungrige und Ewigneugierige, mit der gewaltigen Sammtmaschine am Hinterkopf; dann folgte Jungfer Hermann mit dem kleinen Weinfläschchen, das sie mit zitterigen Fingern auf den Tisch stellte; Jungfer Henzi, die stets eine Kette aus mächtigen, schwarzen Holzperlen um den Hals trug; die Frauen Pfander, Mutter und Tochter, beide sehr winzig, die Mutter mit einem Kröpfchen. Frau Fischer trug den Kopf stets in ein rosa-farbenes Cachemirtuchlein eingewickelt, denn sie behauptet, die kalte Luft in den Gängen verschlimmere ihre Flechten an Nase und Kinn. Jungfer Trachsel, an der beinahe alles und jedes, was sie an Toilette besaß, selbstgehäckelt war, plauderte sehr angelegentlich mit ihrer Nachbarin, die immer ein kleines, malizöses Lächeln auf den Lippen trug. Unten am äußersten Tisch, rechts an der Ecke, saß Frau Major Schärer; neben ihr die zweiundachtzigjährige und älteste Tischgängerin, Frau Blau. Und sonst, wer kennt all die Namen? Drei der Tische waren eingerahmt von schwagenden Frauen, die in ihre Suppe bliesen, löffelten und wieder bliesen. Der vierte Tisch stand leer; am Ende bloß ein einziges, einfaches Gedeck.

„Wann kommt er wohl?“ flüsterte die Frau Major ihrer Nachbarin im schneeweißen Haar zu. Diese lächelte. „Können Sie's nicht erwarten, Frau Major?“

„Wann kommt er wohl?“ flüsterte auch Jungfer Moser über den Tisch.

Die Tür ging auf. Alle Gesichter erhoben sich von den Tellern. Ein wohlkonservierter Mann in grauem Bart, den goldnen Zwicker auf der Nase, trat ein. Er machte eine allgemeine, rasche und ziemlich ungeschickte Verbeugung ins Leere und schritt geräuschvoll zum Tischende, auf dem der einsame Teller wartete. Er setzte sich, aß hastig, zog dann eine englische Zeitung aus der Tasche und verchanzte sich kaltblütig hinter dem knisternden Papier. Aller Augen blickten auf ihn; aber dies Hingucken war so verstohlen, diskret, mit so wohl verschanzter Neugier, ein bloßes gänzlich gleichgültiges Vorbeistreichen des Blickes, als ob der Neuangekommene, der Dr. phil. Eduard Meyer, nicht der Gegenstand allgemeinen Interesses gewesen wäre, sondern ein alltägliches Etwas wie ungefähr die Kugeluhr. Mit dem Dr. phil. Eduard Meyer hatte es nämlich seine Bewandnis: Er war das erste Wesen männlichen Geschlechts, das im Bürgerhospital Zuflucht gesucht hatte. Außerdem wußte man von ihm, daß er ein bißchen ein verschrobener Gelehrter sei, natürlich unverheiratet, viel und lange in der Welt herumgekommen und ein Mann mit Kapital, der sich sehr wohl einen eigenen und komfortablen Hausstand hätte gönnen können.

Die alte Frau Blau trinkt ein winziges Schlückchen Wein. „Wie gefällt er Ihnen?“ sagte sie dann leise der Frau Major. Die dreht energisch an einem Brotkrügelchen. „Man hat nicht viel von ihm gesehen, er verbirgt sich ja hinter seiner Zeitung,“ entgegnete sie. „Wie sieht er aus?“ fragt über den Tisch Jungfer Moser mit der Sammtmasche am Hinterkopf, denn dank ihrem Platz ist sie gezwungen, dem Manne des Interesses den Rücken zu kehren. „Frau Major, wie sieht er aus?“

„Wie alle andern Männer auch,“ entgegnet kurz die Gefragte, denn sie kann das neugierierige Vis-à-vis nicht leiden.

„Er ist nicht viel, es scheint ihm nicht zu schmecken,“ bemerkt halblaut Jungfer Heibel, die neben Frau Blau sitzt. Ihre runden, braunen Augen blicken ununterbrochen hinüber zum neuinszenierten Herrentisch.

„Es ist nicht zum Verwundern,“ nimmt die Frau Major das Wort auf. „Der Spinat ist wie gewohnt wässerig, und das Fleisch ist hart.“ Sie sagt es laut, damit Oberschwester Barbara am Serviertisch es höre.

„Ich finde den Spinat nicht schlecht,“ wirft das Vis-à-vis ein. „Jeder findet's, wie er's gewohnt ist,“ entgegnet hochmütig kühl die Frau Major. Jungfer Moser tat, als ob sie die Bemerkung nicht höre. „Wollen Sie mir die Wasserflasche herunterreichen?“ sagt sie zu ihrer Nachbarin.

Eine ziemlich lange Ekspause entstand, die Gabeln und Messer klappern, jemand schlürft geräuschvoll Wasser.

„Warum lächelt wohl Fräulein Albertine Walter immer?“ meint dann die Frau Major wieder zu ihrer Nachbarin. „Sie sitzt da, scheint über etwas nachzusinnen und lächelt in einem fort. Was kann sie haben?“

Frau Blau sah hinauf. Richtig, oben am Tisch saß die Besprochene mit ihrem feinen, noch jugendlichen Gesicht, die

einzig graue Locke, die mitten im Braunhaar saß, über der linken Braue. Sie hatte Gabel und Messer bereits in den Teller gelegt, trank bloß ab und zu ein Schlückchen Wasser und lächelte auf sonderbare, geheimnisvolle Weise.

„Wie sie immer noch hübsch ist!“ bemerkte zuerst Frau Blau, dann nickte sie hinauf ans obere Tischende.

Fräulein Albertine Walter gab das Nicken zurück. „Was ist mit Ihnen?“ fragt hierauf die alte Frau mit Anstrengung recht laut, denn das Leben hatte ihr nur noch eine ganz kleine, schwache Stimme gelassen.

„Nichts,“ entgegnete die Angeredete und schüttelt leise den feinen Kopf.

Fräulein Albertine Walter war die jüngste der Tischgängerinnen. Wegen beginnender Kränklichkeit war sie aus England zurückgekehrt, wo sie Jahre lang Erzieherin gewesen, und war, obwohl sie die vorgeschriebene Altersgrenze noch nicht erreicht hatte, ins Bürgerhospital aufgenommen worden. Sie war zurückhaltend, verkehrte eigentlich mit niemandem im großen Haus, schien ganz für sich zu leben und besuchte nur ab und zu die Frau Major. Unter den Tischgängerinnen genoß sie allgemeine Sympathie, ja, man hielt sie als von feinerer und vornehmerer Art, als man selbst war. — —

Jetzt legte Dr. Eduard Meyer die Zeitung zusammen. Er begann sich eine Kartoffel zu schälen. Zum ersten Mal während dem Mittagessen schaute er zu den Damentischen hinüber, ruhig, ernst, ohne Neugier. Er musterte sie alle der Reihe nach, die ihm zugewandten Gesichter zuerst, dann die ihm zugewandten Rücken, Frisuren, Maschen und Häubchen. Nichts und niemand schien ihm bekannt und niemand erregte vorderhand sein Interesse. Er hatte auch keine Lust, sie kennen zu lernen, die alten Weiber alle. Was konnten sie ihm bieten? Bei ihnen war sicher das Leben verschwunden wie hinter einer hohen Mauer. Nichts erlebt, nichts gedacht, nichts gesonnen. Nun, er würde eben auch hier seine eigenen Wege gehen, wie er es bisher getan. Studieren, schreiben, spazieren, das füllte den Tag. Seine Stube war sehr wohnlich; ging nach dem Schwanenteich hinaus. Ein bißchen dunkel war sie wegen der hohen Bäume; da sah man ihnen aber, so ganz nahe, umso besser ins grüne Blätterherz. Er würde sehr oft auf den Gurten gehen. Die Berge, die schienen ihm sein allerhöchstes Eigengut, das ihn ruhig, gut, und in tiefster Brust glücklich machte. Er wollte versuchen, sich recht heimisch zu fühlen im alten Haus; seine Bücher waren ja glücklich alle in der Stube untergebracht worden. . . . Schwester Barbara hatte ein gütiges, rundes Gesicht. . . . Doch Gretli, die Blonde, hatte ihm heute früh die Schuhe gar schlecht gepuht. Künftig besorgte er es selbst. Wieviel Uhr war es denn? Schon halb eins! Wie lange diese Eßerei dauert! Besonders schmachhaft war das Mahl nicht. Wollen sehen, wie's weiter kommt. . . . Ah, man steht auf? Also gibt's nichts mehr. Eine Tasse Kaffee hätte allerdings nicht geschadet. . . .

Er erhob sich und steckte die Serviette höchst unordentlich in den schwarzen Holzring. Bei der Tür angekommen, trat ihm Jungfer Moser mit der Sammtmasche in den Weg.

„Excusez,“ meinte sie mit ihrem gewinnendsten Lächeln. Er öffnete ihr die Tür, und sie glitt zimperlich zeremoniell mit einem kleinen Hüpfen hinaus.

„Die macht sich schon heran,“ bemerkte hinter ihr her die Majorin.

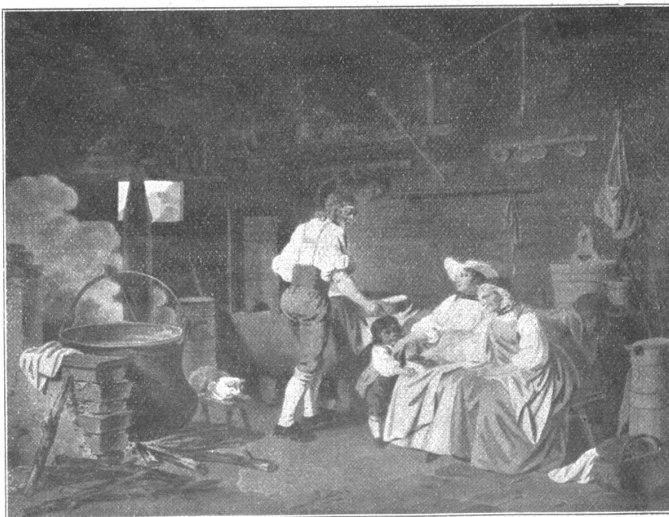
Als Dr. Eduard Meyer wieder draußen im Korridor stand, fand er sich nicht gleich zurecht. Wohl kannte er die Nummer seines Zimmers, aber die Richtung, in der es lag, hatte er vergessen. Links und rechts waren die Gänge gleich weit und lang. Also wohin, um die Heintür zu finden? Er ging immer vorwärts und las, während dem Suchen, alle Namen, die in Nähmchen von dunklem Karton neben den Türen hingen. Fräulein Karoline Moser — hieß es — Frau Witwe Gasser-Krüfer — Frauen Rohr — Fräulein Wyß — Fräulein Albertine Walter — Fräulein Albertine Walter? Wer ist die Albertine Walter? Albertine Walter *

Frau Major Schärer saß in ihrem riesigen Zimmer, das nach dem Christoffelplatz hinausging. Sie saß in der Fenster- nische auf dem erhöhten Lehnstuhl, der stets in großblumiger Houffe steckte, und strickte appetitliche, weißwollene Strümpfchen für winzige, noch nicht zur Welt gekommene Kinderbeinchen. Die Frau Major wollte nämlich in voraussichtlich kurzer Zeit wieder einmal Großmutter werden, eine Rolle, die sie zwar schon öfters durchgeführt, noch nie aber im Hause ihres Schwiegersohnes, des Herrn Dr. med. Bühler auf dem Kirchenfeld. Die stattliche Frau am Fenster mit der hohen Stirn und dem immer noch dichten, leichtergrauten Haar darüber war einst schön, gesund, stark und mutig gewesen, mutig zum Kinderhaben und mutig zum Kinderziehen. Sechs blühende Menschen hatte sie ihrem Gatten, dem verstorbenen Major, geschenkt, und aus allen Sechsen waren Leute von Verstand und Tat geworden. Die zwei ältern Söhne in Amerika, tüchtige, selbständige Geschäftsleute; die älteste Tochter in Deutschland verheiratet, gesegnet mit drei braunäugigen Buben; die zweite seit Jahren in England in hohen Häusern als Erzieherin. Eine Tochter war gestorben, in blühender Jugend, in Folge einer schweren und unerwar-

teten Krankheit. Frau Major konnte diesen Gram bis auf den heutigen Tag nicht verschmerzen und nach dem plötzlichen Tode dieses ihres Kindes hatte sie sich entschlossen, Haus und Haushalt aufzugeben und sich im Bürgerhospital einzurichten. Sie wollte für sich sein, still, unabhängig, wie sie sagte, und konnte sich doch mit ihrem allezeit noch sehr lebhaften Geist und Sinn gar nicht recht in die freundliche Ruhe des alten Hauses fügen. Vor fünf Jahren hatte ihre Jüngste, die blonde Käthe, mit dem frischen Gesichtchen, den Dr. med. Bühler geheiratet. Frau Major war sehr stolz auf diese Partie. Sie bekundete einen ungeheuren Respekt für den Mann ihrer Tochter und nannte ihn nie anders als: „Mein Schwiegersohn, der Herr Doktor Bühler.“ Im Spittel lächelten einige ein ganz klein wenig, wenn sie mit dem Schwiegersohn auffuhr und sie lächelten weiter, wenn sie vom verstorbenen Major als von ihrem „edlen Gatten“ sprach. Sie aber bemerkte dies Lächeln nie; sie liebte auf naive Weise alles Pompöse, liebte die Ausnahmeworte und Ausnahmestellungen und spielte für ihr Leben gern eine Rolle, am liebsten natürlich eine tonangebende. Auf dem Dorfe geboren, auf dem Dorfe erzogen und verheiratet, hatte sie wenig von der Welt gesehen. Die Hochzeitsreise vor 40 Jahren war nach Genf gegangen und außer dem Berner Oberland, speziell dem Hasliberg, wo man Jahr um Jahr ein paar Wochen verbrachte, war sonst für sie alles unerforschtes Land geblieben. Kurz vor dem raschen Tode des Herrn Majors war allerdings eine Reise nach Italien geplant gewesen. Als man aber bereits voraussehen konnte, sie komme nicht zu stande, hatte er seiner Frau als Ersatz eine schöne, lange, goldene Uhrkette versprochen, auf die sich gefreut hatte, beinahe mehr wie auf die Italienreise, denn eine massive Goldkette um den Hals war für sie der Inbegriff wohlfundierter, deutlicher Wohlhabenheit. Aber der Major starb unerwartet schnell, und noch immer lag die für seine Frau bestimmte Kette im Laden eines Juweliers. — —

(Fortsetzung folgt.)

Das Schweizerische Alpine Museum in Bern.



Besuch in der Sennhütte. (Gemälde von S. Freudenberger.)

Nicht alle unsere Leser, ja wir vermuten geradezu nur wenige von ihnen wissen, wo in Bern das Alpine Museum zu finden ist, und was man darin sehen kann. Ihnen gelten die nachfolgenden Zeilen.

Das Alpine Museum sollte jeder Freund unseres schönen Vaterlandes gesehen haben. Denn es vermittelt jedem, der Geschautes geistig verarbeiten kann, einen deutlichen Begriff von jener Landschaftsform, die unserer Schweiz den kostbaren Titel des „schönsten Landes der Erde“ verliehen hat, eben der Alpenlandschaft. — Das Gebäude, in dem das Alpine Museum untergebracht ist, steht unten an der Zeughausgasse, Schattseite, und fällt einem aufmerksamen Beobachter sofort auf. Es ist ein historisch interessantes Gebäude. Eine Inschriftenreihe oben an der Frontseite besagt, daß hier der äußere Stand von 1729—1798, der helvetische Senat von 1799—1801, die eidgenössische Tagjazung von 1804—1848, der Ständerat von 1848—1858, das bernische Schwurgericht von 1850—1900 beherbergt wurden. Außerdem wurde hier am 9. Oktober 1874 der Weltpostverein gegründet und kamen 1831 die bernische und 1848 die Bundesverfassung zu stande.